

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 41.]

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

[1876

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Berner war wieder auf die Straße getreten und schaute nach Blumenthal aus. Laute, rauhe Stimmen schallten plötzlich vom Dorfe her zu ihm herüber, verwundert über den ungewöhnlichen Lärm, wandte er sich um. Mit einem Rufe der Ueberaschung und Entrüstung blieb er stehen, als er bärhäuptig, mit gebundenen Händen den alten Weber Frommelt, von einem Gensdarm am Strick geführt, daherkommen sah. Er eilte ihm entgegen, und mit vor Erregung zitternder Stimme fragte er, was geschehen sei. Der Alte konnte nicht sprechen, Schmerz und Zorn ersticken seine Stimme und fest hatten sich seine Lippen auf einander gepreßt. Mit unendlicher Trauer aber erhob er die thränenvollen Augen zu Berner und nickte mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: „Dahin ist es mit mir gekommen.“ Mit einem Schimpfworte wies der Gensdarm Berner zurück, doch dieser ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Da blieb Frommelt stehen und erhob die gefesselten Arme zum Himmel. „Um Gerechtigkeit flehte ich, und das — das ist mir geworden!“ rief er. Große Tropfen perlten bei diesen Worten über sein abgehärmtes Gesicht.

„Und war denn Niemand da, der für Sie eintreten konnte?“ rief Berner, „Niemand, der es zu verhindern suchte, daß man Sie auf so empörende Weise fortschleppte?“

„Ach, sie haben geweint und gesammert,“ sagte Frommelt, „aber...“

„Man kümmerge sich um seine eigne Nase!“ schrie der Gensdarm wüthend. „Man hat hier nichts zu fragen!“

„Wohl habe ich ein Recht zu fragen, da ich den Nachbar als einen braven, rechtschaffenen Menschen seit mehr denn zwanzig Jahren kenne, und weil es Pflicht jedes Menschen ist, gegen solche Barbarei seine Stimme zu erheben.“

Berner betrachtete finsternen Auges den Polizisten, jetzt fest entschlossen, sich dem Weitertransporte Frommelt's, der dem gebrechlichen Alten leicht den Tod bringen konnte, zu widersetzen. Der Gensdarm nahm wieder zum Schimpfen seine Zuflucht und drohte mit Berner's Verhaftung, wenn er nicht auf der Stelle sich nach Hause scheeren würde. Berner aber ließ sich dadurch nicht verschrecken.

„Der Mann ist kein Hund,“ sagte er wieder, „er ist ein Bürger, der trotz Noth und Elend seine Abgaben zahlt und treu die Verpflichtungen erfüllt, die ihm auferlegt sind, und der wohl ein Recht auf menschliche Behandlung besitzt.“

„Was kümmert mich Sein Bürgerpack!“ schrie der Gensdarm wieder. „Der Kerl ist festzunehmen, heißt es in der Instruktion, und wenn Er jetzt noch ein einziges Wort spricht, dann muß Er mit. Verstehst Er mich?“ Er hielt ihm drohend die Faust unter die Nase.

„Machen Sie sich nicht unglücklich,“ bat Frommelt, „ich will ja gern Alles ertragen. Ach, Sie sind so gut.“

„Maulhalten!“ brüllte der Gensdarm, „und nun vorwärts!“ Er gab dem alten Mann einen Stoß mit der Faust, daß er fast zu Boden stürzte.

Jetzt aber war Berner's gewohnte Ruhe dahin, die er bisher nur mühsam aufrecht zu erhalten vermocht. Mit einem Griff hatte er dem Gensdarm den Strick entrissen und ihn zurückgestoßen. Rasch wollte er nun Frommelt's Hände frei machen, in diesem Augenblick traf ihn aber ein so wuchtiger Säbelhieb über den Kopf, daß ihm das Blut über's Gesicht schoß und er taumelnd zu Boden stürzte. Mit einem Angstschrei wollte ihm Frommelt zu Hülfe kommen. „Hund — verdammter!“ schrie der Gensdarm, ihn zurückstoßend. „Vorwärts in drei Teufels Namen, oder...“ Er erhob drohend den Säbel. Vergeblich bat und beschwor ihn der alte Mann unter Thränen, Berner doch nicht so liegen zu lassen. „Die Kanaille wird nicht krepiren!“ rief der Gensdarm, und ohne weiter auf Frommelt's Bitten und Vorstellungen zu achten, schleppte er ihn weiter.

\* \* \*

Der Hieb hatte Berner nur betäubt; als er wieder zum Bewußtsein kam, fand er den alten Konrad an seiner Seite, der ihm ein nasses Tuch um den Kopf gebunden hatte und ihm nun zu trinken reichte. In Konrad's Gesicht lag Bestürzung und Theilnahme, und ängstlich waren seine freundlichen Augen auf Berner gerichtet, der verwirrt um sich blickte.

„Aber um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“ fragte Konrad. „Ich war des Todes erschrocken, als ich Sie hier im Blute liegen sah. Wir müssen zum Doktor schiden.“

„Sie sind fort, nicht wahr?“ sagte Berner und richtete sich auf.

„Wen meinen Sie denn? Ich habe Niemanden hier angetroffen, die ganze Straße war leer, weit und breit kein Mensch zu sehen.“

Berner stand auf, stützte sich auf Konrad's Arm und ließ sich von ihm nach der Laube führen. „Ich danke Ihnen recht sehr,“ sagte er mit leiser Stimme.

„Aber nun sagen Sie mir doch um Gotteswillen, was ist denn eigentlich geschehen?“ fragte Konrad wieder, als sie in der Laube saßen.

Berner schüttelte den Kopf. „Ein andermal, lieber Herr Konrad,“ antwortete er matt. „Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Mit größtem Vergnügen, Herr Berner, befehlen Sie über mich,“ rief Konrad eifrig.

„Man hat den alten Frommelt fortgeschleppt — die Polizei hat es gethan — Sie kennen die Geschichte mit seinem Sohne und dem Grafen Falkenburg?“

Konrad nickte bestätigend.

„Er hatte den verrückten Wahn,“ fuhr Berner mit großer Bitterkeit fort, „die Unschuld seines Sohnes beweisen und die Bestrafung — des Mörders fordern zu müssen. — Dafür hat man ihn jetzt in's Gefängniß geschleppt — auf schändliche — empörende Weise. Bitten Sie Herrn von Rabenberg, — sich des armen, alten Mannes anzunehmen, den man morden wird — wie man seinen Sohn gemordet hat — wenn ihm nicht schnelle Hülfe wird. Er muß auf dem langen Wege zusammenbrechen. Eilen Sie, eilen Sie!“ Das Sprechen strengte Berner an, er mußte tief Athem holen.

Konrad wollte sich von ihm näheren Aufschluß geben lassen, aber das erschöpfteste Aussehen Berner's hielt ihn von neuen Fragen zurück. „Ich werde es gewissenhaft besorgen,“ sagte er. „Aber kann ich nicht Etwas zu Ihrer eigenen Erleichterung thun? Sie sehen so blaß aus — ach, was wird das gnädige Fräulein sagen?“

„Es ist nur vorübergehend, — Herr Konrad, ich habe mich schnell erholt. — Aber wollen Sie noch einen Auftrag übernehmen?“

„Befehlen Sie über mich — befehlen Sie nur!“ rief Konrad wieder eifrig. „Was soll ich thun?“

„Bitten Sie Herrn von Rabenberg, sich mit dem Abschluß der Heirath nicht zu übereilen.“ In Konrad's Gesicht trat der Ausdruck großer Spannung. „Er soll sich nicht übereilen,“ fuhr Berner fort. „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Nur wenige Tage noch soll er warten.“

„Was haben Sie denn?“ fragte Konrad begierig.

„Al' sein Reichthum ist erlogen — der Graf ist ein Schmuggler.“

Konrad stand da, als sei er zur Säule erstarrt. Er bedurfte einiger Zeit, ehe er das, was Berner gesagt, zu fassen vermochte. „Ist so Etwas möglich?“ rief er. „Theilen Sie mir Alles mit.“ bat er, Berner's Hände erfassend und drückend. „Sie geben uns das Leben wieder!“

Berner schüttelte mit mattem Lächeln den Kopf. „Heute nicht, Herr Konrad,“ antwortete er. „Morgen sollen Sie Alles erfahren. Was ich Ihnen sage, ist wahr, verlassen Sie sich darauf. Noch Eins — auch der Waldvertrag ist gefunden — Graf Falkenburg verliert dadurch den werthvollsten Theil seines Besitzthums — gelingt es uns, den Wiesenvertrag aufzustöbern — dann — ja dann ist er nicht viel mehr als ein adliger Bettler.“

„Nein! nein! ist so etwas möglich!“ sagte Konrad, sich die Augen reibend. „Mir wird ja von alledem, was Sie mir sagen, ganz wirr im Kopfe! — O, meine Ahnung — meine Ahnung! Was wird nun der gnädige Herr und was erst das gnädige Fräulein sagen? O, es wird nicht mehr weinen, nicht mehr klagen, es wird heiter, es wird glücklich werden. Ach, wenn Sie wüßten, was die Alles in diesen Tagen durchgemacht! Das war zum Erbarmen. Aber Herr Berner, es ist doch wahr, es ist doch wirklich wahr, was Sie sagen? Sie treiben keinen Scherz mit mir?“ Er ergriff wieder seine Hände und drückte sie.

„Sie können es schon glauben. Ich rede nicht im Fieber. Aber nun eilen Sie, eilen Sie, ehe es zu spät ist.“

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich noch der alte Konrad bin,“ sagte der alte Diener, sich mit Leichtigkeit auf dem Absatz umdrehend; „ich komme mir ganz verändert vor. Ich bin wieder jung, ich könnte singen und springen. Jetzt ist mir Alles klar,“ fuhr er ruhiger fort. „Mit Gottes Hülfe wird es mir jetzt gelingen, die Schurken zu entlarven und die Verschwörung aufzudecken. Aber Sie wissen ja noch gar nichts von den großen Entdeckungen, die ich gemacht. Es war eine Erbschleicherei im Werke, eine himmelschreiende Erbschleicherei. Werden Sie nicht ungeduldig — das müssen Sie wissen, ich springe dann zum Schlosse. — Sehen Sie, die Güter des Herrn von Rabenberg wären nach dem Erbrecht an seinen ältesten Sohn gefallen, unsern gnädigen Herrn. Aber er enterbte ihn und machte den jüngern Sohn zum Erben. Später that es ihm leid, er machte einen Nachtrag zum Haupttestament und theilte die Güter. Den Nachtrag stahl der Heilmann, der Bruder wurde Haupterbe und jetzt verkauft Heilmann sein Geheimniß dem bankerotten Grafen — aber um Gotteswillen, wie sehen Sie aus?“ unterbrach er seine Mittheilungen, die in größter Schnelligkeit flossen. „Daß ich doch das Schwagen nicht lassen kann.“

Der starke Blutverlust hatte Berner sehr schwach gemacht, er war einer Ohnmacht nahe. Konrad bespritzte ihn mit Wasser und gab ihm zu trinken. Bald erholte er sich wieder.

„Ich darf Sie nicht allein lassen,“ sagte Konrad. „Hoffentlich kommt bald ein Nachbar vorüber, den ich nach dem Schlosse schicken kann.“

„Es geht schon wieder vorüber,“ sagte Berner. „Blumenthal muß auch bald kommen. Eilen Sie nur nach dem Schlosse und schaffen Sie Fuhrwerk für Frommelt, — seine schwache Kraft reicht nicht weit. Bitte — erfüllen Sie meinen Wunsch, es kommt auf Minuten und Sekunden an.“

Konrad erhob sich, brachte Berner noch frisches Wasser und eilte dann zum Schloß, um Hülfe zu holen.

\* \* \*

Auf dem Rückwege nach Schönenberg holte Blumenthal eine alte Frau ein, die am Stocke langsam sich fortbewegte und bei seiner Annäherung erschöpft stehen blieb, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. Sie mußte nicht aus der Gegend sein, wenigstens erinnerte Blumenthal sich nicht, sie vorher schon gesehen zu haben. Auch ihr Anzug deutete nicht auf eine Bewohnerin des Kreises; er war zwar ärmlich, aber doch ungemein sauber und ordentlich. Recht angenehm fühlte Blumenthal sich von ihrem Gesichte berührt, das einst schön gewesen sein mußte. Seine rauhen Zeichen hatte darin das Elend zurückgelassen, aber doch nicht alle Spuren vertilgt, die an einen sonnigen Frühling erinnerten. Was Blumenthal besonders fesselte, das waren die freundlichen Augen, die zu ihm aufblickten, als er grüßend stehen blieb. Tiefer Friede sprach aus ihnen, ein harmonisch abgeschlossenes Leben, eine seltene Erscheinung in der trostlosen Wüste des Hungers.

„Ein schattenloser Weg,“ sagte Blumenthal, „bei der Hitze ermüdet selbst ein jüngerer Fuß.“

Sie nickte mit dem Kopfe. „Weiter hinauf soll der Weg ja besser werden,“ erwiderte sie.

„Wenn Sie nach Waldau oder nach der Falkenburg wollen, dann wird er schattiger.“

„Das ist wohl die Falkenburg?“ fragte sie, auf deren Thürme deutend, „die Thürme sehen recht finster aus.“

„Wie der ganze Bau und die Menschen darin,“ antwortete Blumenthal.

„Es gehört ja zur Falkenburg ein großer Wald,“ sagte sie, ohne aufzublicken, „wie man mir erzählte, soll er noch größer als der Wald am Schlosse Rabenberg sein.“

„Ja, er ist beträchtlich umfangreicher.“

Schweigend setzten Beide ihren Weg einige Minuten fort, dann begann die alte Frau wieder:

„Man erzählte mir, der Graf soll sehr reich sein und den Wald seinem Förster geschenkt haben.“

Blumenthal blickte auf. „Geschenkt? Davon habe ich noch nichts erfahren, es wäre freilich nicht unmöglich, der Förster soll ihm ja einmal einen großen Dienst geleistet haben.“

Die alte Frau blieb stehen und erfaßte seinen Arm. „Einen großen Dienst, sagen Sie?“ rief sie erregt. „So wissen Sie es auch?“

Blumenthal sah sie verwundert an.

„Ich bin aus seiner Heimath, da interessirt mich das ein wenig,“ fügte sie mit erzwungenem Lächeln hinzu und ließ seinen Arm fahren.

„So, aus seiner Heimath sind Sie?“ sagte er. „Der Förster soll ja recht brave Eltern haben.“

Die Frau seufzte. „So sagen die Leute,“ erwiderte sie leise. „Ja, es ging ihnen recht gut,“ setzte sie lauter hinzu. „Sie hatten eine große Wirthschaft.“

„Und wohl nur den Einen Sohn?“

„Den Einen,“ antwortete sie, rascher gehend, als wolle sie weiteren Fragen entfliehen. Bald aber mäßigte sie ihre Schritte und fragte Blumenthal, die Augen fast ängstlich auf ihn gerichtet, mit leiser Stimme: „Nicht wahr, man spricht nicht gut von ihm?“

Er zögerte, ihr zu antworten; aus ihren Augen sprach mehr als gewöhnliche Theilnahme. „Er soll beim Militär verdorben sein,“ sagte er ausweichend. „Aber das ist ja die alte Geschichte,“ fügte er leicht hinzu, „da wird an dem Menschen so lange gehobelt und gedrehselt, bis er . . .“ er zögerte wieder, das Wort auszusprechen.

„Bis er verdorben und gestorben,“ ergänzte sie kopfnickend, während ihre Blicke starr am Boden hafteten. „Verdorben und gestorben,“ wiederholte sie und presste die weißen mageren Hände fest zusammen.

„Er ist von Haus aus wohl gut gewesen?“ sagte Blumenthal.

„Wir glaubten, er würde ein recht ordentlicher Mensch werden. . .“ Sie verstummte wieder und machte hastig einige Schritte vorwärts; aber wieder hielt sie an und wandte sich an Blumenthal. „Wissen Sie von dem Dienste, den er dem Grafen geleistet?“ fragte sie.

„Das ist eine unglückliche Geschichte,“ sagte Blumenthal. „Ein junger Schönenberger, der Sohn des Webers Frommelt, stand in dem Bataillon, bei dem der Graf Major war. Einmal beim Exerzieren schlug der Graf den jungen Menschen mit der Reitpeitsche in's Gesicht, daß das Blut herabfloß, und als nun der Arme die Hände erhob, um weitere Schläge abzuwehren, da stach ihn der Graf nieder.“

„Und was geschah da?“ fragte die Frau, die bei dem Namen Frommelt bestätigend das Haupt bewegt hatte.

„Was in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Der unglückliche Vater, dessen einziger Sohn der Ermordete war, klagte und die Sache kam wirklich vor's Kriegsgericht. Es fand sich aber bald ein Zeuge, der beschwor, daß der Ermordete den Grafen zuerst gestossen hätte, so daß dieser von seinem Säbel Gebrauch machen mußte.“

„Der Zeuge war — der Förster,“ sagte die alte Frau mit klangloser Stimme. „Und ehe er in's Militär trat, da hätte er nicht lügen können. . . Das hat seinen Vater in die Grube gebracht.“

„So ist er todt?“

Die alte Frau presste wieder die Hände zusammen, und tiefaufathmend sagte sie:

„Er war ein einfacher, schlichter Mann, der noch was auf seinen guten Namen hielt. — Als er von der Geschichte hörte, da wollte ihm kein Bissen Brot mehr schmecken, Tag und Nacht dachte er nur an die Schande, — ach, was war das für ein Leben!“ Die Stimme versagte ihr, und kaum vermochte Blumenthal die letzten Worte zu verstehen.

„Er ging nirgends mehr hin, nicht mehr in's Wirthshaus, nicht mehr in die Kirche,“ begann sie wieder, „Niemand konnte ihm mit Trost kommen, er wollte keinen Trost, fraß alles Un-

glück in sich hinein, und da ist es ja kein Wunder, wenn seine Kraft abnahm, das hätte noch stärkere Menschen in die Grube gebracht.“

„Er hatte ihn wohl sehr lieb gehabt?“ fragte Blumenthal.

„Ach ja,“ antwortete sie, während ihre Wangen sich lebhaft färbten, „er hatte ihn sehr lieb gehabt, er sollte mal im Alter seine Stütze sein und ihm — die Augen zubrüden.“

Sie fuhr mit der Hand nach den Augen, die voller Thränen standen. Blumenthal wagte es nicht, eine neue Frage an sie zu richten. Wieder gingen sie eine Strecke neben einander.

„Geheirathet hat er doch nicht?“ fragte die Frau plötzlich, und als Blumenthal den Kopf schüttelte, sagte sie: „Ein ordentliches Mädchen hatte er früher lieb gehabt, und mit der wäre er gewiß glücklich geworden.“

„Warum hat er sie nicht geheirathet?“

„Die Eltern wollten nicht, ihnen war er zu arm. Aber es wäre doch wohl noch aus der Parthie was geworden, wenn er nicht beim Militär verwildert wäre. Das Mädchen hat einen Andern geheirathet, und als er mit der Nachricht kam, daß ihm der Graf den Wald geschenkt, da war es schon zu spät. Als man nun gar erfuhr, wie er zu dem Geschenke gekommen, da durfte er nicht mehr im Dorfe bleiben — sie verachteten ihn ja Alle, und da ist er denn so menschenförmig geworden.“ Ihre Stimme zitterte, und kaum vermochte Blumenthal ihre Worte zu verstehen.

„Würde er von dem Grafen fortkommen,“ sagte Blumenthal, „dann könnte er immer noch ein ordentlicher Mensch werden, — aber es ist ja nicht bloß der Wald allein, der ihn an den Grafen kettet. . .“

„Was ist es denn noch?“ fragte sie erschreckt.

Blumenthal bereute seine Bemerkung, als er das Erschrecken der Frau bemerkte. „Man spricht so allerlei,“ sagte er wieder ausweichend.

„Was ist es?“ drängte die Frau.

„Der Graf ist ein Schmuggler, und er hilft ihm beim Geschäft.“

„O Gott, o Gott!“ stöhnte die Frau.

Sie näherten sich jetzt einer Gruppe Menschen, die um einen Gegenstand sich drängten, der auf der Straße lag. In der Mitte des Menschenhaufens bemerkte Blumenthal die Pickelhaube eines Gensdarmen. Er trat näher und die Frau folgte ihm. Ein schrecklicher Anblick bot sich ihnen dar. Auf dem Boden lag der alte Frommelt, blutigen Schaum vor dem Munde, das Gesicht erdfahl, die Augen gebrochen. Den Anstrengungen des Weges, den Mißhandlungen des Gensdarm war er erlegen.

Stumm umstanden die Menschen den armen Alten, der den meisten von ihnen wohl bekannt war, und starr waren ihre Augen auf sein blutiges Gesicht gerichtet; hier und da traf auch wohl ein finsterner Blick den Gensdarm, Niemand aber wagte es, ihm einen Vorwurf zu machen. Gleichmüthig, verächtlich blickte der Gensdarm auf den Todten, von dem er behauptete, daß er sich verstelle. Er stieß ihn mit dem Fuße, um ihn aufzurütteln und schimpfte und fluchte dabei.

„Sehen Sie denn nicht, daß der Mann todt ist!“ rief Blumenthal voller Zorn, während er die Neugierigen beiseite schob und sich über den Daliegenden beugte und dessen Handgelenke erfaßte, das keinen Pulsschlag mehr gab. Er knöpfte die Sachen des Leblosen auf, und neugierig drängten sich die Leute wieder näher heran. „Ja, betrachtet ihn euch nur!“ rief Blumenthal aufgebracht. „So hundemäßig könnt ihr noch Alle behandelt werden!“ Die Leute wichen etwas beschämt zurück, der Gensdarm aber schimpfte und fluchte in einem fort.

„Was, der Kerl soll todt sein?“ schrie er. „So hat er es schon ein paar mal gemacht wie jetzt, aber ich werde ihm die Verstocktheit schon austreiben — dem Hunde!“ Dabei riß er seinen Säbel aus der Scheide und versetzte dem Todten — denn sein Opfer war wirklich todt — mit der flachen Klinge einige Hiebe, die natürlich wirkungslos blieben. Dann schleifte er ihn am Stricke einige Schritte fort. (Fortsetzung folgt.)

## Trotz alledem.

Trotzig und kräftig.

H. Douai.

1. Ob Ar - mut eu - er Loos auch sei, heßt doch die Stirn trotz al - le - dem, geht

kühe dem sei - gen Knecht vor - bei, wagt's, arm zu - sein trotz al - le - dem! Trotz al - le - dem und

al - le - dem, trotz nie - drem Pock und al - le - dem. Der Rang ist ja Ge - prä - ge nur, der

Mann das Gold trotz al - le - dem, der Mann das Gold trotz al - le - dem.

2. Und sitzt ihr auch beim lergen Mahl  
In Zwisch und Lein und alledem!  
Gönnt Schurken Sammt und Goldpokal,  
Mann bleibet Mann trotz alledem!  
Trotz alledem und alledem!  
Trotz Prunk und Pracht und alledem!  
Der brave Mann, so dürftig auch  
Ist König doch trotz alledem.

3. Heißt gnädiger Herr das Bütschchen dort!  
Man sieht's om Stolz und alledem.  
Doch lenkt auch Hunderte sein Wort:  
'S ist nur ein Tropf trotz alledem.  
Trotz alledem und alledem.  
Trotz Band und Stern und alledem!  
Der Mann von unabhäng'gem Sinn  
Sieht zu und lacht trotz alledem.

4. Ein Fürst macht Ritter, wenn er spricht,  
Mit Sporn und Schild und alledem.  
Den braven Mann creirt er nicht,  
Der steht zu hoch trotz alledem.  
Trotz alledem und alledem!  
Trotz Würdenschnack und alledem —  
Des innern Werthes stolz Gefühl  
Läuft doch den Rang ab alledem.

5. Drum jeder streb, daß es geschch' —  
Wie es geschieht trotz alledem, —  
Daß Werth und Kern, so nah wie fern,  
Den Sieg erringt trotz alledem!  
Trotz alledem und alledem!  
Es kommt dazu trotz alledem,  
Daß rings der Mensch die Bruderhand  
Dem Menschen reicht trotz alledem.



Unerwartetes in der Schule. (Seite 392.)

# Wilhelm Wolff.

Von Friedrich Engels.

## VI.

Von der direkten Ausbeutung der Bauern durch den Adel geht Wolff auf die verschiedenen Formen der indirekten über, wobei die Mitwirkung des Staats eine Hauptrolle spielt.

Zuerst die Grundsteuer, die in Schlessien noch 1849 noch einem 1749 angelegten Kataster erhoben wurde. In diesem Kataster war von vornherein das Adelsland mit geringerer, das Bauernland mit größerer als der wirklichen Morgenzahl eingetragener, der Ertrag eines Morgens Wiesen- oder Ackerland zu 1 Thlr. veranschlagt und darnach die Grundsteuer erhoben. Wälder und Weiden waren frei. Die Adelligen hatten seitdem ganze Striche Wäldungen ausgerodet und bedeutende Flächen Weidland urbar gemacht. Die Steuer wurde immer nach der im Kataster von 1749 aufgeführten Morgenzahl urbaren Landes fortentrichtet! Der Bauer, der kein Weidland urbar zu machen hatte, wurde also bei beiderseits gleichbleibender Steuer bedeutend überlastet, vulgo geprellt. Noch mehr: „ein großer Theil der Ritterschaft, gerade derjenige Theil, der die größten und einträglichsten Güterkomplexe besitzt, hat unter dem Titel von ‚wohlerworbenen Rechten‘ als mediatisirte Standesherrn bis jetzt noch nicht einen Deut Grundsteuer gezahlt.“

„Rechnen wir das, was die Herren Ritter in den letzten 30 Jahren bloß an Grundsteuer zu wenig oder gar nicht gezahlt, auf 40 Millionen Thaler — und das ist doch wahrlich noch eine Rechnung unter Brüdern —, so macht dies mit den auf direkte Weise aus den Taschen des schlessischen Landvolkes geraubten 240 Millionen eine Summe von 280 Millionen.“ („Neue Rheinische Zeitung“ vom 25. März 1849.)

Folgt die Klassensteuer. Ein schlessischer Bauer, den Wolff aus der Masse herausnimmt, „besitzt 8 Morgen Landes von mittlerer Qualität, entrichtet jährlich eine Masse Abgaben an den ‚gnädigen‘ Herrn, muß ihm jährlich eine Menge Frohndienste thun und zahlt dabei an Klassensteuer monatlich 7 Sgr. 8 Pf., macht jährlich 3 Thaler. Ihm gegenüber steht ein gnädiger Herr mit ausgedehntem Grundbesitz, mit Wäldern und Wiesen, mit Eisenhütten, Galmeigruben, Kohlenbergwerken u., z. B. der Erzheuler, Ruffenfreund, Demokratenfresser und Deputirte zur Zweiten Kammer, Graf Renard. Dieser Mann hat ein jährliches Einkommen von 240,000 Thalern. Er entrichtet auf der höchsten Stufe jährlich 144 Thaler Klassensteuer. Im Verhältniß zu jenem Rustikalbesitzer mit 8 Morgen hätte er jährlich mindestens 7000 Thaler Klassensteuer zu zahlen, macht in 20 Jahren 140,000 Thaler. Er hat also in 20 Jahren zu wenig eingezahlt 137,120 Thaler.“

Wolff vergleicht nun den Klassensteuer-Betrag, den derselbe Graf Renard zahlt, mit der Steuerzahlung eines Hofknechts mit 10 Thalern jährlichem Lohn, der  $\frac{1}{2}$  Thlr. oder 5 Prozent seines baaren Einkommens, und mit derjenigen einer Hofgärtnermagd, die bei 6 Thalern Jahreslohn ebenfalls  $\frac{1}{2}$  Thlr. oder  $8\frac{1}{3}$  Prozent ihres Einkommens an Klassensteuer zahlt. Hiernach hat der edle Graf in 20 Jahren gegenüber dem Knecht 237,210 Thlr., gegenüber der Magd sogar 397,120 Thlr. zu wenig Klassensteuer gezahlt.

„Nach dem landesväterlichen Willen von Friedrich Wilhelm IV., Eichhorn-Ladenberg und der übrigen christlich-germanischen Genossenschaft sollte die Volksschule (man vergleiche die Eichhorn'schen Reskripte bis Anfang 1848) sich lediglich auf Lesen, Schreiben und das nothdürftigste Rechnen beschränken. Die 4 Spezies wären also dem Landvolk immerhin erlaubt geblieben. Es bedurfte indessen der Volksschule nicht, um dem Landmann die verschiedenen Spezies, namentlich das Subtrahiren oder Ab- und Entziehen beizubringen. In Schlessien wenigstens hat die gottbegnadete Raubritterschaft soviel an ihm herum und von ihm heraus subtrahirt, daß er nun seinerseits bei der ersten besten Gelegenheit in dieser Spezies des Subtrahirens, auf die hohen Herren angewandt, ganz famos bestehen dürfte.“

Von dieser Subtraktions-Praxis des schlessischen Adels gibt Wolff dann wieder ein Beispiel: Die wüsten Hufen.

„Überall, wo im vorigen Jahrhundert durch Krieg, Epidemien, Feuersbrünste und andere Unfälle Rustikalwirth (d. h. Bauern) zu Grunde gingen, da war der Patrimonialherr schleunig bei der Hand, um den Acker der betreffenden Rustikalstelle entweder ganz oder theilweise als „wüste Hufe“ seinem Dominium einzuverleiben. Grundsteuer, Haussteuer und die übrigen Lasten hütetet Ihr Herren Euch wohl mit hinüber zu nehmen. Diese mußten fort und fort entweder die ganze Gemeinde oder der nachfolgende Besitzer tragen, der oft nur den dritten, den sechsten, den achten Theil der früheren Bodenfläche, aber alle früheren Steuern, Abgaben und Leistungen mit in den Kaufbrief gesetzt erhielt. Ähnlich machtet Ihr's mit Gemeinde-Weiden und Aekern, wenn z. B. die oben erwähnten Ursachen eine mehr oder weniger vollständige Entvölkerung des Dorfs herbeigeführt hatten. Diese und noch andere Gelegenheiten benutzet Ihr, um soviel Ländereien wie möglich zusammen zu schlagen. Die Gemeinden aber und die einzelnen Bauern mußten die Gemeinde-, Schul-, Kirchen-, Kreis- und andere Lasten unvermindert tragen, als wenn ihnen nicht das Mindeste abhanden gekommen wäre. . . . Mit dem Maß, womit Ihr messen wollt, wollen wir Euch auch messen, wird Euch der Landmann antworten.“

„In Eurer wüthigen Entschädigungs-Appetit seid Ihr blindlings an ein wahres Hornissennest von Volksentschädigungen angerannt; fliegen diese, gereizt wie sie sind, eines Tages hervor, dann könnte Euch leicht außer gewußter Entschädigung noch eine gute Portion Beschädigung zu Theil werden!“ („Neue Rheinische Zeitung“ vom 27. März.)

Im nächsten Artikel (Nummer vom 29. März) beschreibt Wolff das Verfahren bei der Ablösung der Feudallasten selbst. Unter den berichtigten General-Kommissionen, welche die Angelegenheit für die ganze Provinz zu ordnen hatten, standen die kgl. Dekonomie-Kommissarien und ihre Gehülfen, die kgl. Vermessungs-Kondukteure und Aktuare. Sowie der Ablösungsantrag vom Gutsherrn oder Bauern gestellt war, erschienen diese Beamte im Dorf, wo sie vom gnädigen Herrn sofort im Schloß auf's flotteste bewirthet und bearbeitet wurden. „Dort hatte diese Bearbeitung auch schon vorher stattgefunden, und da die Herren Ritter den Champagner nicht sparen, wenn etwas dadurch erreicht werden kann, so waren die patrimonialvergnüglichen Bemühungen meist erfolgreich.“ Allerdings gab es hie und da auch unbestechliche Beamte, allein sie waren die Ausnahmen, und selbst dann war den Bauern nicht geholfen. „In Fällen, wo der Dekonomie-Kommissarius seinerseits sich genau an's Gesetz hielt, nutzte es den Bauern wenig, sobald z. B. der Kondukteur vom Dominalherrn oder dessen Beamten gewonnen war. Noch schlimmer für die Bauern, wenn, wie es in der Regel der Fall war, zwischen Dekonomie-Kommissarius, Kondukteur und Patrimonialherrn das herzlichste Einverständnis herrschte. Dann war das ritterliche Herz fröhlich und guter Dinge.“

„In seiner ganzen Machtfülle, womit namentlich das alt-preussische Beamtenthum seine Angehörigen zu umkleiden wußte, trat jetzt der kgl. Kommissarius unter die im Gerichtskretscham versammelten Bauern. Er verfehlte nicht, die Bauern zu erinnern, daß er ‚im Namen des Königs‘ hier sei und mit ihnen verhandle.“

„Im Namen des Königs!“ Bei dieser Phrase treten dem Bauer alle düsteren Gestalten, wie Gensdarmen, Exekutoren, Patrimonialrichter, Landräthe u., gleichzeitig vor Augen. War er doch von ihnen Allen stets in jenem Namen bedrückt oder ausgefaugt worden! Im Namen des Königs! Das klang ihm gleich Stock oder Zuchtthaus, es klang wie Steuern, Zehnten, Frohnden und Sportelgelder. Das Alles mußte er ja auch im Namen des Königs zahlen. Schlag diese kommissarische Einleitung nicht vollständig an, zeigte sich die Gemeinde oder einzelne

Bauern in ihr bei diesem oder jenem Punkt gegen die dominial-kommissarischen Pläne widerspänstig, so verwandelte sich der Kommissarius in den olympischen Donnerer, der ein heiliges Tausendfakernent nach dem andern in die verdunstete Bauernschar hineinschleuderte und dann sanfter hinzusetzte: Macht Ihr noch ferner solche dumme Weitläufigkeiten, so sage ich Euch, daß Ihr noch ganz gehörig dafür blechen sollt. — Dies symbolische An-fassen des bäuerlichen Geldbentels gab dann meist den Ausschlag: die Leistungen und Gegenleistungen konnten nun den gutsherr-lichen Wünschen bequem angepaßt werden.“

Jetzt ging's an's Vermessen, und hierbei prellte dann der bestochene Kondukteur seinerseits die Bauern zu Gunsten des Gutsherrn. Zur Abschätzung von Nugnießungen, Bodenbeschaffen-heit :c. zog man die Kreisrathen als Sachverständige zu, und diese gaben ihr Gutachten meistentheils ebenfalls zu Gunsten des Gutsherrn ab. Nachdem dies Alles geordnet und das nach Ab-zug des als Schadenersatz für die wegfallenden Feudaldienste an den gnädigen Herrn abzutretenden Bodentheils den Bauern noch verbleibende Morgenmaß Landes endlich festgestellt war, bestimmten die Herren Ritter meist den Dekonomie-Kommissarius, den Acker der kleinen Leute, wenn's irgend ging, auf die schlech-teste Seite hin zu verlegen. Der gute Boden wurde zum herr-schaftlichen geschlagen und dafür den Bauern herrschaftlicher Acker zugemessen, der in nassen Jahren regelmäßig erfäuft. Andern-theils wurde dann noch den Bauern ein Theil ihres Acker bei der Rückvermessung vom Kondukteur wegskamotirt. In der un-geheuren Mehrzahl der Fälle waren die Bauern wehrlos; wer einen Prozeß anfang, wurde in der Regel dadurch ruinirt, und nur unter ganz ausnahmsweise günstigen Umständen kam ein Bauer zu seinem Recht.

Den Schluß des Geschäfts bildete die Ausfertigung und Unterzeichnung der sämtlichen Rezeße oder Auseinandersetzungs-Urkunden durch die Generalkommission und — die Generalkosten-note, und mit ihr begann erst recht der Jammer des Landmanns. „Zur Charakterisirung dieser Rechnungen gibt es keinen andern Ausdruck als: unverschämt. Der Bauer mochte protestiren, sich die Haare raufen: half Alles Nichts. Auf seinen Geldbeutel war's ja eben abgesehen; der Fiskus nahm seinen Theil Stempel-

steuer vorweg und das Uebrige diente zur Besoldung der General-Kommission, der Dekonomie-Kommission :c. Dieser ganze Beamten-schwarm lebte herrlich und in Freuden. Pauvre Burschen haben sich in ihrer Stellung als Dekonomie-Kommissarien mit Hilfe des raubritterlichen Unfugs sehr bald ebenfalls zu Rittergutsbesitzern heraufgeschwungen. Daß die Entscheidung bei den General-Kommissionen in den Händen von Aeligen lag, bedarf kaum der Bemerkung. Ohne sie wäre es um die Geschäftchen der Herren Ritter nicht so gut bestellt gewesen.“ Eine Abrechnung über sämtliche Kosten dieser General-Kommissionen ist auf gut alt-preußisch nie veröffentlicht worden, also weiß das Volk gar nicht, was ihm die Ablösung der Feudallasten, soweit sie bis 1848 bewerkstelligt, eigentlich gekostet hat. Aber die einzelnen Gemeinden und Bauern werden nie vergessen, was sie damals haben „blechen“ müssen. „Ein kleines Dorf z. B., dessen Bauern zusammen noch nicht 30 Morgen besaßen, mußte an Rezeßkosten ca. 137 Thaler bezahlen; in einem andern kommen auf einen Stellenbesitzer mit 7 Morgen Acker nicht weniger als 29 Thaler Kosten . . . Das raubritterliche Entschädigungsgericht war so köstlich, daß es, mit einigen christlich-germanischen Ingredienzen gewürzt, auch ferner auf der Tafel der hohen und noblen Herren nicht fehlen soll. Es schmeckt nach mehr! spricht die schlesische Raubritterschaft, streicht sich schmunzelnd den Schnauzbart und schnalzt mit der Zunge, wie die Krautjunker pflegen.“

Wolff schrieb dies vor siebenundzwanzig Jahren, und die geschilderten Ereignisse gehören der Zeit von 1820—48 an; aber wenn man sie heute liest, so glaubt man eine Beschreibung des Verfahrens zu lesen, nach dem seit 1861 die Leibeigenen Rußlands in sogenannte freie Bauern verwandelt wurden. Es stimmt auf's Haar. Zug für Zug ist die Bauernprellerei zu Gunsten der gnädigen Herren in beiden Fällen dieselbe. Und wie in allen offiziellen und liberalen Darstellungen die russische Ablösung als eine enorme Wohlfahrt für die Bauern, als der größte Fortschritt in der russischen Geschichte geschildert wird, gerade so stellt die offizielle und nationalservile Geschichtsschreibung uns jene altpreußische Bauernbeschwindelung als ein weltbefreiendes Ereigniß dar, wogegen die große französische Revolution — die doch die Ursache der ganzen Ablösung war — in den Schatten tritt!

## Pariser Maisons de Retraite.

Von Gustav Rasch.

### II.

#### Das Zufluchts haus des Pariser Arbeiters.

(Schluß.)

Die bequeme Treppe mündete auf einen breiten Korridor, dessen Fenster auf den Blumenhof führten. Zwölf Thüren öffneten sich in der gegenüberliegenden Wand. Sie führten in die Zimmer der Gäste des Zufluchts Hauses, welche sämtlich nach dem hinter dem Hause belegenen großen Garten hinauslagen.

„Wenn Sie ein Zimmer gesehen haben, haben Sie sämtliche Zimmer gesehen, mein Herr,“ sagte der Concierge. „Eins schaut ganz wie das andere aus. Herr Boulard hat die Ein-richtung jedes Zimmers selbst vorgeschrieben.“

Dann klopfte er an eine der Thüren, die Mütze in der andern Hand.

„Hier wohnt der vornehmste Gast des Hauses. Es ist ein homme de lettres (Schriftsteller, Gelehrter), ein wirklicher Dichter. Er hat die Oden des Horaz überfegt. Hernach ist es ihm schlecht ergangen, wie es Dichtern und Schriftstellern oft schlecht gehen soll, sagte man mir. Die Buchhändler werden satt, während die Schriftsteller hungern. Ist es so, mein Herr?“

„So ist es.“

„Zuletzt wurde der homme de lettres durch die Behörde der öffentlichen Wohlthätigkeit unserm Hause empfohlen, und er ist jetzt zehn Jahre hier. Ein sehr gelehrter Herr!“

Er klopfte zum zweiten male.

Keine Antwort.

„Der homme de lettres scheint ausgegangen zu sein.“

„Ich bin ihm ja unten an der Thür begegnet. Sie haben mir ja selbst gesagt, daß der Herr im Sammettschlafrocke der homme de lettres sei.“

„Ja, richtig; das hatte ich ganz vergessen.“

Der Concierge klopfte nun an die nächste Thür. Zweimal, dreimal. Keine Antwort.

„Wer wohnt in diesem Zimmer?“

„Der Gelähmte. Ich erzählte Ihnen. Er befindet sich schon drei Jahre im Bette.“

„Aber Mann, was machen Sie denn?“ Wozu denn einen so kranken Mann stören? Ich will ja nur ein Zimmer sehen. Zeigen Sie mir doch ein leeres Zimmer! Das genügt mir ja!“

Wir kamen an eine andere Thür. Der Mann mit den sieben Aemtern zog die Mütze vom Kopfe, bevor er zu klopfen begann. In dem Zimmer mußte ein Pensionär von hoher Bedeutung wohnen. Auf zweimaliges und dreimaliges Klopfen erfolgte keine Antwort.

„Wer wohnt dort?“

„Mein ehemaliger Kamerad, Korporal in der kaiserlichen Garde, unser ältester Pensionär. Er hat die Helenamedaille.“

Jetzt begriff ich, weshalb mein Begleiter die Mütze schon vor der Thür vom Kopfe zog.

Endlich erfolgte eine Antwort. Der Concierge winkte mir.

Dann trat er gebückten Hauptes in das Zimmer, um mich anzumelden. Hinter ihm trat ich selbst ein.

Ich stand im Zimmer des ältesten Pensionärs des Hauses. Es war ein zweifenstriges, mit Komfort möblieres Zimmer. Die Fenster gingen nach dem Garten hinaus. In der Mitte des Zimmers stand ein mit weißen Vorhängen umgebenes, weiß bezogenes Bett. Neben dem Bette ein großer, höchst bequemer Lehnstuhl. Die Vorhänge waren halb geöffnet. Im Bette lag der ehemalige Korporal der kaiserlichen Garde.

Ich sah hin und erblickte eine weißgekleidete Mumie, zu der mein Begleiter unter tiefen Verbeugungen sprach. Ich entschuldigte mich wegen meines späten Besuchs, erhielt aber nur ein unverständliches Brummen zur Antwort.

„Gehen wir hinaus! Ihr Kamerad will schlafen. Ich habe das Zimmer gesehen. Weshalb also den Herrn noch stören?“

Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer, der Concierge hinter mir.

„Ein Zimmer schaut ganz aus, wie das andere,“ sagte er, während wir die Treppe hinabstiegen.

Unten auf dem Flur des Erdgeschosses nahm mich der Direktor wieder in Empfang. Er zeigte mir zuerst die Badezimmer, während er mir von den großen Massen der Leinwandvorräthe des Hauses erzählte.

„Bei der Verpflegung so alter Leute,“ sagte er, „ist Keilichkeit Hauptsache. Deshalb erhält jeder Pensionär täglich frische Wäsche. Jede Woche erhalten die Betten frische Bezüge. In der Stiftungsurkunde hat Herr Boulard ausdrücklich diese Bestimmungen getroffen. Ist es nöthig, auch täglich.“

Dann führte mich der Direktor in die Kapelle. Sie nahm die Mitte des Mittelgebäudes ein. Durch ein schönes, hohes Atrium traten wir in die eigentliche Kapelle, welche in den edelsten architektonischen Verhältnissen ausgeführt war. Das Haus hatte einen besonderen Amonier (Almosenier). An Sonntagen und Festtagen nahm die Bevölkerung von St. Mandé am Gottesdienste Theil. Dann wurden die Thüren der Kapelle geöffnet und Atrium und Kapelle bildeten einen einzigen, großen Raum.

Auch für einen würdigen Bilderschmuck hatte der Pariser Arbeiter in seiner Kapelle gesorgt. Die beiden Hauptwände waren mit großen Oelgemälden von wirklichem Werthe geschmückt. Auf dem einen war der heilige Michael dargestellt, dem Boulard das Haus gewidmet hatte; auf dem andern führte die Mithätigkeit einen armen, alten Mann in das Zufluchtshaus, welches der Arbeiter mit einem Komfort ausgestattet hatte, den der arme, alte Mann gewiß nie in seinem Leben kannte.

Zur rechten Seite des Haupteingangs erhob sich auf einem Sockel von karrarischem Marmor eine weiße Marmorsäule, welche eine Urne von karrarischem Marmor trug. Erstaunt über die Schönheit der Urne und über die Weiße des Marmors, auf welchem kein Flecken zu entdecken war, fragte ich den Direktor, ob die Urne nur als Schmuck der Kapelle diene oder eine andere Bestimmung habe?

„In der Urne befindet sich das Herz Boulard's,“ erwiderte der Direktor. „Sein Körper ruht in einer Gruft unter der Kapelle. Auch im Tode wollte er unter seinen Gästen bleiben.“

Wir verließen die Kapelle und gingen um die andere Seite des Hauses herum, um in die Gärten zu gelangen. Sie waren von sehr großer Ausdehnung; die vordere Hälfte war in altfranzösischem Geschmack ausgeführt. Geschorene Hecken, geschorene

Baumreihen und Taxuswände; jedes Blumenbeet bildete, wie in den Gärten und Höfen des Schlosses von Bicêtre, eine geschmückte Figur von edigen, steifen Formen. Die Gärten waren trefflich gehalten. Boulard hatte das Haus auch mit einigen Gärtnern ausgestattet. Während wir zwischen den geschorenen Baumreihen und Hecken umhergingen, und Tom und bellend umsprang, wurde natürlich der letzte Krieg der Gegenstand der Unterhaltung. So war es überall! Wenn ich bei meinem jetzigen Aufenthalte in Paris mit der Besichtigung eines Gefängnisses, eines Krankenhauses, eines Zufluchtshauses zu Ende war und die Beamten mich in Allem, was ich zu wissen wünschte, unterrichtet hatten, lenkten sie schließlich das Gespräch auf den Krieg. Ich muß sagen, daß ich überall auf eine verständige Beurtheilung der Sachlage gestoßen bin. Von einem blinden Deutschen, wie er mir umgekehrt in Deutschland so oft als Franzosenhaß entgegentritt, habe ich nie etwas gefunden. Nur, wenn das Gespräch die Milliardenplünderung, die „zur Strafe“ zerstörten Städte und Dörfer, die Plünderung der Gemeinden durch die enormsten Kontributionen bei den geringsten Veranlassungen, die — und — Bombardements, die — und — Fortsetzung des Krieges nach der Gefangennahme des Verbrechers, es zweiten Dezembers berührte, dann gerieth der Sprechende immer in eine gerechte Entrüstung. So erging es auch dem Direktor des Zufluchtshauses des Pariser Arbeiters. Auf dem Rückwege nach dem vorderen Blumenhofe des Hauses kamen wir nochmals an der Kapelle vorüber. Ein gewölbter Gang führte unter denselben über Stufen in den Schoß der Erde. Der Direktor blieb an dem Eingangsthore stehen und fragte mich: „Wünschen Sie in den Keller hinabzusteigen?“

Er bediente sich des Wortes „caveau“. Caveau bedeutet „kleiner Keller“, und auch „Gruft“.

Ich hatte grade mit dem Manne von der Ernährung der Pensionäre gesprochen, und er hatte mir erzählt, daß er bei der Ernährung so alter und schwacher Leute besonderes Gewicht auf starke, alte Weine lege. Was war natürlicher, als daß ich bei dem Worte caveau an Weinkeller dachte?

„Haben Sie viele Weine dort unten?“

Der Direktor sah mich fragend an.

„Ich meine gute Weinsorten,“ sagte ich.

„Wir haben gar keine Weine im Hause,“ sagte er, „wir beziehen sie flaschenweise aus Berry.“

„Aber Sie haben doch einen Keller?“

Jetzt begriff der Direktor das Mißverständniß. Schweigend stieg er mit mir die Stufen hinab, der Concierge hinter uns her. Es waren ungefähr ein Duzend Stufen. Als wir unten waren, und ich mich in dem matten Dämmerlichte orientirte, sah ich, daß wir uns in einem gewölbten, aufgemauerten Raum befanden. Wenige Schritte noch und ich stand vor einer durch eine viereckige Platte geschlossenen Gruft. Ueber der Gruft erhob sich ein Katafalk, der mit Immortellenkränzen, Trauerschleifen und Trauerbändern geschmückt war. Auf den Trauerbändern las ich Boulard's Namen.

Jetzt wußte ich, wo ich war. Ich stand an der Gruft des Pariser Arbeiters, der das Zufluchtshaus erbaut und so reichlich ausgestattet hatte. Schweigend nahmen mein Begleiter und ich die Hüte ab. Der Mann mit den sieben Aemtern, der hinter uns stand, war schon durch den ganzen Garten, die Mütze in der Hand, hinter seinem Direktor hergezogen.

## Robert Owen.

(Fortsetzung.)

Wir sind jetzt an dem Wendepunkt in dem Leben Owen's angelangt. Er tritt aus dem Privatleben in die Geschichte ein. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kam er auf einer Geschäftsreise nach New Lanark, in Schottland. Dort lernte er Herrn Dale, einen der Eigenthümer der dortigen Fabrikanlagen kennen; die Bekanntschaft mit dem Vater führte zur

Bekanntschaft mit der Tochter — die Bekanntschaft zur Liebe: Owen wurde Freund und Schwiegerson Dale's und Mit-eigenthümer von New Lanark.

Im Jahre 1800 übernahm er die Leitung sämmtlicher, unter dem Namen „New Lanark Mills“ begriffenen Etablissements.

Die Fabrik in New Lanark war von Hrn. Dale und Richard

Arkwright, dem Miterfinder der Spinnmaschine, im Jahr 1784 gegründet worden, als die Baumwollenspinnerei zuerst in Schottland eingeführt wurde. Der Vortheil der Wasserkraft an den Fällen des Clyde hatte die Wahl dieser Lage bestimmt, die sich im Uebrigen durch wenig empfahl; das Land umher war unbebaut, die Einwohner dünn gesät und roh, fast wild, und dabei die Wege so schlecht, daß selbst eifrige Liebhaber von Naturschönheiten es nicht leicht wagten, die Clydefälle zu besuchen. Man mußte „Hände“ für die Fabrik finden; keine leichte Aufgabe, da die lange einformige Arbeit in geschlossenen Räumen nicht nach dem Geschmack der Landbevölkerung war. Kinder, auf welche die neue Industrie besonders reflektirte, wurden von den Eltern, die sich noch nicht an diese modernen Menschenopfer gewöhnt hatten, hartnäckig verweigert. Man mußte sich an die Werkhäuser wenden, deren Verwaltungen über derartige Skrupel erhaben waren, und brachte so auch allmählich 500 Kinder zusammen (die meisten aus Edinburgh), welche in einem eigens dazu gebauten großen Hause gespeist, gekleidet und erzogen wurden. Herr Dale's „Menschenfreundlichkeit wurde auf die Probe gestellt, um die richtige Erfüllung seines Contracts zu sichern“, schreibt Owen. Zur Anlockung von erwachsenen Arbeitern erbaute man ein Dorf um die Fabrikgebäude herum, und vermietete die Häuser zu billigem Zins; aber die Beschäftigung war so unbeliebt, daß Wenige, mit Ausnahme verkommener, arbeitsloser und von allen Mitteln entblößter Individuen sich daselbst niederlassen wollten. Und sogar solche stellten sich nicht in genügender Zahl ein; und, wenn sie die Arbeit erlernen hatten und nützlich sein konnten, waren sie meist unordentlich und widerspänstig.

Für die Kinder war nach damaligen Begriffen gut geforgt, die Zimmer waren geräumig, rein und wohl gelüftet; die Nahrung reichlich und gesund; die Kleidung hübsch und zweckmäßig. Es fehlte nicht an ärztlicher Pflege, tüchtigen Lehrern und sorgsamem Aufsehern. Aber dafür gab es auch ernsthafte Uebelstände. Die Armenbehörden verlangten, die Kinder sollten, wenn überhaupt zugelassen, schon mit 6 Jahren aufgenommen werden. Es wurde für nöthig erachtet, daß diese kleinen Geschöpfe mit den Erwachsenen von 6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends arbeiten sollten; und erst, nachdem sie in dieser Weise abgeschunden waren, begann der Unterricht. Die unvermeidlichen Folgen stellten sich ein. Die armen Kinder verabschiedeten ihre Sklaverei. Viele liefen fort; die zurückbleibenden wurden zum Theil verkrüppelt und verzerrt; und sobald ihre Lehrzeit herum war, gingen sie, 13 bis 15 Jahre alt, meistens nach Glasgow oder Edinburgh, unbekannt mit der Welt — ohne Jemand, der sich um sie kümmerte — wie eigens dafür vorbereitet, in dem städtischen Laster und Elend zu Grunde zu gehen. Owen spricht Herrn Dale von jeder Schuld in dieser Beziehung frei und wälzt die Verantwortlichkeit auf die Behörden, welche die Kinder erst, nachdem die Erziehung derselben vollendet, in die Lehre hätten thun sollen. Er sagt aber mit Recht: „Wenn unter dem besten Arbeitgeber solche Grauel nicht zu vermeiden waren, dann kann man sich vorstellen, wie es erst unter den schlechteren Arbeitgebern gewesen sein muß.“

Die Lage der in das Dorf eingewanderten Familien war eine höchst klägliche. Trunksucht, Faulheit und Armuth theilten sich in die Herrschaft. Der Bruder eines der Geschäftsführer hielt periodische Saufgelage und machte oft wochenlang „blau“. Diebereien waren im Schwang, und insbesondere schien es für ein förmliches Recht zu gelten, sich an Herrn Dale's Eigenthum zu vergreifen. Owen's Ekel über diese Zustände wurde noch wesentlich durch den religiösen Firniß vermehrt, welcher den Schmutz umzog. Er erzählt in seiner Autobiographie (Selbstlebensbeschreibung), die Formen der Religion seien auf's genaueste beobachtet worden und die, verschiedenen Sekten angehörigen Leute hätten mit wahren Fanatismus an der alleinigen und ausschließlichen Richtigkeit ihrer alleinseligmachenden Sekte festgehalten und jeden Andersdenkenden in bekanntem religiösem Unsehlbarkeitszeifer gehaßt und verachtet. Diese Erfahrung hat ohne Zweifel in Owen die Ueberzeugung zum Durchbruch gebracht, daß die Religion an

sich ein Uebel ist, und daß nur oberflächliche Menschen die Sektirerei und den Fanatismus als der „wahren Religion“ zuwiderlaufende Verirrungen hinstellen können. Herr Dale selbst hatte dieses Umwesen befördert, indem er in den religiösen Parteien und Zwistigkeiten entschieden für eine bestimmte Richtung Partei ergriff.

Ein weiterer Mißstand war, daß die Bewohner des Fabrikdorfs für alle Lebensmittel, in Folge der Entfernung von Markt-Orten, einen unverhältnißmäßig hohen Preis zu bezahlen hatten, was selbstverständlich Unzufriedenheit erzeugte.

Owen entschloß sich, sobald er die Sachlage überblickt, zu einer durchgreifenden, die Uebel mit der Wurzel beseitigenden Reform. Die Schwierigkeit der Aufgabe erhöhte nur seinen Eifer, und er ging an dieselbe heran, wie ein Arzt an die Heilung einer besonders gefährlichen und verwickelten Krankheit, die sein wissenschaftliches Interesse erregt. Er erklärte seinen Freunden, er werde ein ganz neues System einweihen, das sich auf Gerechtigkeit und Güte stütze; er werde sein Hauptaugenmerk auf die Erziehung der Kinder legen und damit beginnen, alle Strafen abzuschaffen. Man lachte ihn aus, aber die Lacher wurden bald beschämt.

Er ging an's Werk. „Unwissenheit“, schreibt Owen's Biograph Sargent, „Immoralität, religiöse Heuchelei und Sektirerei, übermäßige Arbeitslast, Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel — und um Alles zu krönen, ein hartnäckiges Vorurtheil gegen ihn, den Engländer, dessen Sprache den schottischen Arbeitern, Hoch- wie Tiefländern, kaum verständlich war — Alles stand ihm im Wege. Dazu kam, daß die übrigen Theilhaber das Unternehmen hauptsächlich vom Geschäftsstandpunkt aus betrachteten und vor Allem auf gute Profite bedacht waren. Owen hatte seinen Compagnons gegenüber einen um so härteren Stand, als er von ihnen allen das geringste Vermögen besaß.“

Die Arbeiter waren mißtrauisch; daran gewöhnt, ausgebeutet zu werden, witterten sie hinter jeder Neuerung einen Versuch, ihre Arbeitskraft mehr auszubenten.

Kein Wunder, daß in den ersten 2 Jahren nur wenig geschehen konnte. „Es gab kein Mittel,“ schreibt Owen, „welches nicht gegen mich in Anwendung gebracht wurde; und die Festsetzung der Vorurtheile und Mißbräuche, die zu erobern ich mir fest vorgenommen hatte, wurde systematisch und auf das hartnäckigste vertheidigt.“

Owen war zu klug, um gewaltsam vorzugehen. Er sah ein, daß die nothwendigen Veränderungen sehr zahlreich waren und sich nicht im Handumdrehen bewerkstelligen ließen, zumal es ihm an jeder Unterstützung fehlte. Die Beamten der Fabrik erblickten in ihm einen unpraktischen Phantasten, der das Geschäft mit seinen Experimenten zu Grunde richten würde, und gingen lieber aus ihren Stellungen, als daß sie sich zu solchen „Näckerlichkeiten“ hergaben. Er mußte sich nicht nur erst einen festen Boden verschaffen, auf dem er das Gebäude errichten konnte, sondern auch das nöthige Baumaterial erst vor- und zubereiten. Das Nächste war, Männer zu gewinnen, die ihn unterstützten, mit ihm zusammen arbeiteten. Es war nicht leicht, aber bei dem außerordentlichen Geschick, welches Owen hatte, die Tüchtigkeit eines Jeden herauszulocken und Jedem seinen geeigneten Platz anzuweisen, gelang es ihm allmählich, die nöthigen Kräfte zu gewinnen. Und nun ging es mit unermüdem Eifer und zäher Ausdauer an das Werk:

#### Reform der Erwachsenen, Heranbildung der Kinder.

Es war vor Allem nöthig, in den Fabriketablissements eine gewisse Ordnung herzustellen und dem Plünderungssystem, welches den Bankrott des Geschäfts herbeizuführen drohte, ein Ziel zu setzen. Repressionsmaßregeln waren für einen denkenden Kopf wie Owen von vornherein außer Frage. Was hätte es genügt, wenn er ein paar Duzend der „Hände“ ins Zuchthaus, und etliche an den Galgen gebracht hätte? Die „Bestraften“ waren ganz oder zeitweilig „aus der Welt geschafft“, aber damit weder ihnen geholfen, noch den Nichtbestraften; weder der Fabrik im Besonderen, noch der Gesellschaft im Allgemeinen. An persönliche „Schuld“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes konnte

Owen nach seinen vernünftigen Ansichten überhaupt nicht glauben. Wenn die Leute dem Trunke ergeben waren, lieberlich lebten, einander und die Fabrik bestahlen, so waren nicht sie dafür verantwortlich, sondern die Umstände, welche sie zu dem gemacht hatten, was sie waren: in erster Linie mangelhafte, verkehrte Erziehung; in zweiter ihre menschenwürdige Stellung, die, weil in ihnen selber die Menschenrechte nicht geachtet wurden, auch folgerichtig keine Achtung der Rechte des Mitmenschen in ihnen auffommen ließ. Owen verzichtete demgemäß auf jede Bestrafung; er suchte das Mißtrauen der Leute durch Güte und Vernunft-Gründe zu überwinden, durch Belehrung auf sie zu wirken, und ihnen namentlich klar zu machen, daß es ihr Interesse sei, mäßig, arbeitsam und ehrlich zu sein. Um den Diebereien in der Fabrik ein Ziel zu setzen, traf er sinnreiche Anordnungen, welche die Entdeckung erleichterten, und die Polizei in die Hände der Arbeiter selbst legten. Wer guten Willen bezeugte, erhielt lohnendere, angenehmere Arbeit, als er bisher gehabt hatte. Kurz Owen suchte „Harmonie der Interessen“ herzustellen, jedoch nicht in dem neuerdings so schmählich mißbrauchten Sinne, der nichts anders bedeutet, als daß die Arbeiter ihre Interessen denen der „Arbeitgeber“ unterordnen, sich geduldig von ihnen sollen ausbeuten lassen — nein, die „Harmonie der Interessen“, welche er anstrebte, war die einer auf Gleichberechtigung und Gerechtigkeit beruhenden Gesellschaft. Er wollte überhaupt nicht eine Musterfabrik errichten, sondern eine Mustergesellschaft im Kleinen. Die Fabrik war ihm nicht Zweck, sondern Mittel zur Erprobung und Verwirklichung seiner Reformpläne, die sich mit der fortschreitenden Praxis immer klarer und großartiger entfalteten. Die Anstalt von New Lanark war Owen's gesellschaftliches Versuchsfeld; durch diese Gesellschaft im Kleinen wollte er der Gesellschaft im Großen den Beweis für die Richtigkeit und Durchführbarkeit seiner sozialen Reformideen liefern; wollte er den lächerlichen Einwand unlogischer Köpfe und feiger Philister widerlegen: in der Theorie ist es gut, aber nicht in der Praxis.

Es dauerte nicht lang, so ließ sich in New Lanark nach allen Richtungen hin eine, die Spötter und Zweifler entwaffnende

Besserung bemerken. Die Diebereien hörten auf, ohne daß auch nur ein einziger Arbeiter gerichtlich oder sonst bestraft worden wäre. Und das Benehmen der Arbeiter innerhalb wie außerhalb der Fabrik war ein völlig verändertes. Trunkenheit ward immer seltener; und zwar ohne daß Owen zu einen jenem albernen Verbote geschritten wäre, in denen die modernen Mäßigkeitsapostel das Heil erblicken. Er verurtheilte den Genuß geistiger Getränke nicht durchaus, und hütete sich wohl, die im Fabrikdorf befindlichen Wirthshäuser zu schließen, wozu man ihm gerathen hatte. Er packte auch hier systematisch das Uebel bei der Wurzel an. Warum hatten sich die Arbeiter diesem „Laster“ ergeben? Erstens, weil es ihnen an genügender physischer Nahrung fehlte und sie insolgedessen zu künstlichen Reizmitteln getrieben wurden. Zweitens, weil sie kein ordentliches „Daheim“ (home), kein befriedigendes Familienleben hatten und in der Kneipe sich wohler fühlten als zu Hause; und drittens endlich, weil sie geistig so verwaht waren, daß ihnen für höhere Genüsse alles Verständnis abging — konnten die Meisten doch nicht einmal lesen! Diese drei Quellen des Uebels mußten verstopft werden, wenn ein wirklicher, dauernder Erfolg erzielt werden sollte. Owen versuhr planmäßig. Er unterdrückte das scheußliche Trunksystem, welches, wie überall in Großbritannien, auch in New Lanark im Schwang war: die Arbeiter wurden nicht mehr gezwungen, den größten Theil ihrer Löhne in schlechten und theuern Waaren zu entnehmen. Dafür gründete Owen einen Konsumverein, den ersten und wohl auch besten, der je bestanden hat. Er kaufte Waaren und namentlich Nahrungsmittel erster Qualität im Großen ein, und ließ sie allen Arbeitern, die sich betheiligen wollten, ohne Profit, nur mit Abzug der Verwaltungskosten zu dem Einkaufspreis ab. Die Folge war, daß sich sehr bald sämtliche Arbeiter betheiligten, und die Bevölkerung von New Lanark die bestgenährte und bestgekleidete von ganz England wurde. Für die Unverheiratheten wurde eine Speiseanstalt nach denselben Prinzipien eingerichtet, in welcher sie gesunde Kost, die anderorts das Doppelte und Dreifache kostete, zu den Herstellungskosten erhielten.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Proletarierkind.

Novelle von M. Kantky.

(Fortsetzung.)

„Hilpert, Fanny!“ Es kam wie ein gedämpfter Schrei von ihren Lippen, jetzt erst kam ihr die übrige Welt wieder in's Gedächtniß, und als gälte es, das Vergessene schnell wieder gut zu machen, rannte sie aus der Thür über den Gang und trommelte wie ein Tambour mit ihren kleinen Fäusten gegen Hilpert's Thür.

Fanny öffnete.

„Was gibt's denn, was will sie?“

„Ist der Hilpert schon zurück?“

„Freilich, seit einer halben Stunde.“

„Ich muß ihn sprechen.“

„Das wird was Wichtiges sein. Aber komm' Sie nur herein, den Denk hat er so nicht mitgebracht.“

„Ich weiß.“

„Was weiß Sie?“

„Daß er den Denk verfehlt hat.“

„Was, verfehlt?“ rief Hilpert, der in Hemdärmeln bei Tische saß und ein Kotelettschen aß, das ihm Fanny großmüthig überlassen; „gar nicht gekommen ist er, ich hätte ihn sonst sehen müssen, hab' mir fast die Augen ausgehaut, sogar in der Restauration habe ich ihn gesucht . . .“

„Und dabei drei Seidel Bier ausgetrunken, du Verschwender!“

„Aus purem Kummer, Alte; denk' dir, wenn ihm vielleicht was zugestoßen wäre auf der weiten Reise!“

„O nein,“ rief Miez, „es geht ihm ganz gut, nur müd ist er.“

Die Beiden sahen Miez starr an.

„Von was redet Sie denn?“

„Vom Denk.“

„Sie kennt ihn?“

„O sehr gut.“

„Wo ist er denn?“

„Bei mir.“

„Was macht er denn bei Ihr?“

„Erst hat er genachtmahlt und jetzt schläft er.“

Fanny schlug entsetzt die Hände zusammen, Hilpert faßte die des Mädchens.

„Ist Sie denn recht bei Sinnen?“

„Na ob!“ rief Miez sehr vergnügt. „Punkt acht Uhr stand er vor meiner Thür und frug nach Hilpert,“ und sie erzählte mit der heitersten Unbefangenheit, wie alles gekommen, wie gut es ihm geschmeckt, wie hübsch er ihr von London vorerzählt und wie sie Beide dabei ganz den Hilpert und auch die Fanny vergessen hätten. Hilpert hatte Verstand und Humor genug, die Geschichte von ihrer lustigen Seite zu nehmen, Fanny aber erstiäde fast vor heimlichem Aergern. Sie hätte dem „heimtückischen ledigen Fragen“, so benannte sie Miez in ihrem Innern, „eins versetzen mögen.“ Der grimmigste Neid zog in ihr Herz, aber mit

der selbst den ungebildeten Weibern eigenen Schlaueit fühlte sie ganz richtig heraus, daß sie, ließe sie sich von ihren Gefühlen hinreißen, sich nur lächerlich machen würde. Denk würde gewiß davon erfahren und sie wollte ihm um keinen Preis unvortheilhaft erscheinen. Sie begnügte sich also damit, boshaft zu sein.

„Da Sie fremde Männer so gut anzulocken und zu fesseln versteht, so hält Sie wohl darauf, ihn auch die Nacht über bei sich zu behalten; immerhin, wir werden Ihr ihn nicht streitig machen.“

„Fanny!“ rief Hilpert empört.

„Wir haben ja nichts, wohin ihn legen,“ erwiderte Mietz so unschuldig, daß selbst Fanny für einen Augenblick entwaffnet war. „Ich bitt' euch, holt ihn herüber. Er schläft sehr süß, aber er liegt so hart da drüben.“

Das geschah denn auch, aber der „Denk Franzel“ war so verschlafen, daß er nichts mehr hörte und Fanny ihm wahrscheinlich in seinen halbawachen Träumen wie eine Sputzgestalt erschien, denn sobald sie sich ihm mit ihren Aufmerksamkeiten näherte, machte er nur immer eine abwehrende Bewegung.

Der alte Eber kam erst um 11 Uhr nach Hause. Mietz mußte ihn immer erwarten, mußte ihm die Thür aufsperrn, die Stiefeln ausziehen und dann puzen, aber was ihr sonst herzlich schwer fiel, heute wurde ihr die Zeit nicht lang, sie hatte so viel zu denken; sie hatte so viel erfahren, die Mietz.

\* \* \*

Der nächste Tag war ein Sonntag. Denk hatte beim Frühstück den ganzen Sachverhalt erfahren; er fand seinen Irrthum, sowie den kleinen muthwilligen Streich der sorglosen, unerfahrenen Mietz ganz allerliebft. Er erkundigte sich angelegentlich nach ihren näheren Verhältnissen, und da mußte Hilpert erzählen, denn Fanny wollte von dieser kleinen, verwahrlosten Person nicht viel wissen.

Um 8 Uhr schiedte sich Denk zum Fortgehen an.

Die Sitzungen des Arbeiter-Kongresses waren auf Dienstag und Mittwoch anberaumt, heute, Sonntag, sollten früh um 10 Uhr und dann Montag Abends um 7 Uhr Vorversammlungen stattfinden.

Als Hilpert sah, daß Denk seinen Hut nahm, meinte er, es sei ja noch viel zu früh.

„Ich habe die Residenz seit zwei Jahren nicht gesehen, ich möchte ein wenig herumbummeln,“ erwiderte dieser.

„Soll ich dich begleiten?“

„Ich hoffe, mich allein zurechtzufinden, wir treffen uns vor dem Kongresslokale.“

„Um wieviel Uhr soll ich denn das Essen richten, heute hoffentlich nicht umsonst?“ fragte Fanny, ihrem Gast aus ihren wasserblauen Augen einen sanft vorwurfsvollen Blick zuwerfend.

„Um halb Eins sind wir zurück, nicht wahr, Hilpert?“

„Der Mensch kann nie etwas mit Sicherheit voraussagen,“ meinte der philosophische Schlosser.

Denk grüßte und ging.

Fanny seufzte tief auf. Sie fand den Freund ihres Bruders sehr zurückhaltend, aber sie tröstete sich, als sie sah, daß er bei ihrer kleinen Nachbarin nicht anklopfte und fortging, ohne sich um diese zu bekümmern.

Hätte Fanny nur besser aufgepaßt, sie hätte ihn um 9 Uhr wieder zurückkommen sehen mit zwei Päckchen in der Hand, und sie hätte dann auch bemerken können, wie er damit ganz ungenirt in Mietzens Thür trat. Denk sah sich in der Küche um, — da war Niemand. Er zögerte einen Augenblick, ehe er an die Zimmerthüre klopfte. Da er keine Antwort erhielt, öffnete er langsam. Das Zimmer war soeben aufgeräumt worden, aber die er suchte, war auch da nicht zu finden. Er legte die Päckchen auf den Tisch und stellte etwas, das wie eine Dütte aussah, in ein Glas Wasser, das auf dem Nachtkästchen nahe der Thüre stand. Darauf trat er wieder auf den Gang hinaus. Mietz

mußte doch in der Nähe sein. Er wartete ein Weilchen, als er schweres Keuchen vernahm, und richtig, da kam sie mit einem großen Holzgefäß voll Wasser die Treppe herauf. Als sie ihn erblickte, setzte sie dieses schnell nieder, es war wie ein jäher Schreck über sie gekommen. Denk war ihr entgegengeilt, er nahm das Schaff auf und trug es in die Küche; sprachlos folgte ihm Mietz. Als er sich seiner Last entledigt, nahm er das Mädchen bei der Hand und trat mit ihr in's Zimmer, er fühlte, daß diese Hand zitterte. Bisher hatte keines ein Wort gesprochen. Jetzt begann er ungeduldig, fast heftig: „Wer heißt Sie so schwere Arbeit verrichten, Mietz, die Ihre Kräfte weit übersteigt?“

Sie sah ihn mit verwunderten Augen an und es trat ein eigenthümliches Lächeln auf ihre Lippen. Wie, er fand das eine Schaff zu schwer für sie, er mußte nicht, daß sie aus Gefälligkeit auch für Fanny Hilpert und noch eine zweite Nachbarin das Wasser bis in den dritten Stock schleppete!

Als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: „Sie sind ja viel zu jung dazu, kaum erwachsen, so zart, so klein; das ist nicht klug.“ Er nahm ihre Hand, seine Stimme wurde weich: „Uns Armen, Mietz, ist die Gesundheit das köstlichste Gut; sobald wir sie nur theilweise schädigen, sind wir schon ganz verloren. Sie dürfen das nicht mehr thun, ich werde mit Ihrem Vater darüber reden.“

„Er will, daß ich mich an harte Arbeit gewöhne; ich kann nichts Anderes.“

„Sie werden es lernen, Sie sind so jung, Sie können Alles nachholen, was Sie bisher versäumt haben. Und hier machen wir gleich den Anfang.“ — Er öffnete eines der Päckchen. — „Soviel ich davon verstehe, haben Sie Sinn für Formen und das Talent, sie zu bilden. Sehen Sie her, das ist eine Zeichenschule. Mit den einfachsten Gegenständen beizugt sie; üben Sie sich, das recht sorgsam nachzumachen.“

„Mit Lehm?“

„Nein, mit dem Bleistift, auf demselben Papier, gleich darunter. Hier habe ich auch ein Duzend Bleistifte mitgebracht.“

„Für mich?“

„Alles für Sie.“

„Sie wollen mir das schenken?“

„Es gehört Ihnen bereits.“

„Mir ganz allein? Für immer?“

Denk lachte. „Gewiß.“

Mietz drückte die Hefte fest an sich, es war ihr erstes Eigenthum. „Niemand soll es sehen, Niemand!“ sagte sie mit trotziger Energie.

„Dann haben wir noch ein zweites Geheimniß,“ sagte Denk selbst ganz glücklich, und er löste das Papier von dem zweiten Päckchen. „Geschichte und Geographie, wollen Sie das lernen?“

„Steht auch was von den Engländern drin und von London?“

„Freilich. Sehen Sie, das ist eine Karte von Europa, da können Sie genau sehen, wo Deutschland und wo England liegt. Und hier in der Geschichte haben Sie alle Könige, aber auch, was viel interessanter ist, alle großen Männer abgebildet. Nehmen Sie, Mietz, es gehört Ihnen.“

Mietz schlug in Ueberraschung und Freude die Hände zusammen. „Auch das noch?“

„Versprechen Sie mir aber, recht fleißig darin zu lesen? Sie können doch lesen?“

Mietz wurde roth. Dieser Zweifel trankte sie etwas. „O ja, ich habe meine Schulbücher aus der vierten Klasse noch, und obwohl ich sie fast auswendig weiß, lese ich immer noch darin, aber — aber —“

„Nun, was denn, Mietz?“

„Ich glaube, ich fürchte, das Schreiben habe ich ganz und gar verlernt, und das kann doch ein Jeder.“

„Dann drücken Sie Ihre Gedanken und Gefühle plastisch aus, das kann nicht ein Jeder. Und nun leben Sie wohl, Mietz, ich muß fort.“

(Fortsetzung folgt.)

# Pfingsten im Harz.

Wandererinnerungen von Robert Schweißel.

## II.

(Fortsetzung.)

Als ein solches, die Schönheit und Anmuth bewunderndes Lächeln erscheint das hellgrüne Laub, das sich immer häufiger in den dunkeln Ernst der Föhren mischt, je näher die Ilse in ihrem schwebenden Gange der Bäumlersklippe kommt. Es verklärt sich zu einem seligen Götterlächeln von Eschen, Birken und Buchen, und die Bewunderung wird zu einem Flüstern und Rauschen, wenn sie im leuchtenden Silbergewande schüchtern und lautlos an dem Stein vorübergleitet, der ihren Namen trägt.

Wessen Herz wäre so hart oder so alt, daß es von den Zauberreizen der schönen Ilse nicht gerührt und gefangen genommen würde? Den frommen Mönchen von Ilseburg bangte es freilich in der Kutte vor so vielem Liebreiz, und sie thaten die arme Ilse als eine Frau Venus in den Bann. Aber sie rächte sich und versührte die geistlichen Herren zu einem so ausschweifenden Leben, und sie wurden dadurch weit und breit so übel berüchtigt, daß sie es eines Tages für gerathen hielten, sammt und sonders davonzulaufen.

Das Kreuz und die Liebe liegen in einem ewigen Streit mit einander. So hat auch schon Mancher in der Angst vor den Verlockungen der schönen Ilse das Kreuz umklammert, das auf dem Ilsestein sich erhebt. Dieses Kreuz, zu dem wir auf schattigen Bergpfaden hinausstiegen, ist freilich kein kirchliches Kreuz, sondern ein Denkmal der Befreiung Deutschlands von der Herrschaft des ersten Napoleon; allein es bleibt immer ein Kreuz. Ein schmaler Steig, zu dessen Seiten einige Granitblöcke eine natürliche Brustwehr bilden, führt von dem Stock des Gebirges nach der äußersten Spitze des vorspringenden Felsenriffes, in dem Frau Ilse wohnt. Aber das Kreuz hat die holte Frau noch lange in keine hüfende Magdalena verwandelt. Wie gesagt, schon Mancher, der von dieser Spitze in die jähe Tiefe hinabgeschaut, hat schnell die Augen schließen müssen und die Hand nach dem Kreuze ausgestreckt, um nicht wie ein zweites Tannhäuser sich hinabzustürzen in die Arme der Ilse, die in ihrem feuchten silbernen Gewande um den Fuß des Steines tanzt. Ein heiteres, spöttisches Lachen über den frommen Ritter, der nicht den Muth hat, der Sehnsucht zu folgen und so in den Tod zu gehen, der Ilse aus ihrem Felsen befreit, klingt aus dem Tann heraus, aus dessen Dunkel die Bäumlerklippe, der gewaltige Westerberg, der schroffe Buchberg drohend aufragen.

Einst bildete der Ilsestein mit dem gegenüberliegenden Westerberge eine gewaltige Felswand, und auf ihr stand das Schloß des Königs Ilse. Selbiger war zur Zeit Gideons aus Rom vertrieben worden. Am Ausgang des Thales aber, wo jetzt das rothe Dach des Eisenhammers durch das Laub schimmert, lag damals eine elende Hütte. In ihr hauste die Wittwe eines Zauberers mit ihrer rothhaarigen Tochter Trude. Da geschah es eines Tages, daß sich ein junger schöner Rittersmann, Namens Ralph, zu ihnen verirrt. Trude hatte ihm nicht sobald in die blauen Augen geschaut, als sie sich auch in ihn verliebte und ihre Mutter beschwor, ihr den Ritter zu eigen zu geben. Die mitleidige Mutter bereitete aus Kräutern, welche sie um die Geisterstunde im Schimmer des Vollmondes auf den Bergen pflückte, einen Zaubertrank. Kaum hatte der arglose Ralph den Tauselstrank im Leibe, so schwur er, Trude sei das schönste Mädchen auf der Welt, und vermaß sich hoch und theuer, Jedem den Schädel einzuschlagen, der es bezweifelte. Diese etwas eigenthümliche Art der Beweisführung ist auch wohl heute noch hier und da im Schwange. Glücklicherweise war Niemand da, der Trudens Schönheit hätte in Frage stellen können, und so blieb der hübsche Junker Rothhaars unangefochtener Mann.

Der Chronist verzichtet darauf, die Schäfesunden dieses Tristan und seiner Isolda zu schildern. Er fühlte wohl, daß es dazu des poetischen Genies eines Richard Wagner bedurft hätte. Ralph unterbrach die Tändeleien der Liebe nur, um etwas auf die Jagd zu gehen. Denn eine gelegentliche Reheule oder ein Wildschweineschinken soll schon in jenem grauen Alterthume einige heilsame und stärkende Abwechslung in Mahlzeiten gebracht haben, deren sämtliche Schüsseln aus Liebe bestanden.

Eines Tages gerieth der jagende Ritter auf einen Holzweg, und statt zur Hütte im Thal, kam er zum Schlosse des Königs Ilse. Ueberrascht von der Pracht des Baues, den er noch nie gesehen, stieß er ins Horn. Die Thore sprangen auf, ein Heer von Knappen und zierlich gekleideten Jagen empfing ihn und leitete ihn in den Saal, wo König Ilse mit seinem Hofstaate eben zu Abend speiste. Der König stand sofort auf, küßte höflichst seine Krone, und nachdem er mit einem melancholischen Händedruck, wie er einem vertriebenen Könige geziemt, den Gast willkommen geheißt, setzte er ihn eigenhändig an seine Seite.

(Fortsetzung folgt.)

**Unerwartetes in der Schule.** (Siehe Seite 385.) „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“, so mag jene junge Mutter gedacht haben, welche wir auf unserm Bilde ihren geliebten Sproßling zum ersten Male in die duftigen Räume der Schulstube einführen sehen, und welche, um ihrem zögenden „Analphabeten“ die zarteste Unterrichtsmethode zu sichern, ihm die Gunst des Schulmonarchen durch eine mitgebrachte „Speckfette“ Gans und einen ganzen Korb voll flüssiger und fester Delikatessen verschafft. Das freudige Schmuzeln des „Herrn Lehrers“ zeigt, daß die schulmeisterliche Küche eine derartige Bereicherung wohl brauchen kann, und daß ihm die Gabe als ein Versprechen weiterer Korbendungen erscheint, für den Fall, daß sein Unterricht dem geistigen und körperlichen Heile des neuen Sproßlings sich förderlich erweist. Wir zweifeln nicht, daß dieser Fall eintreten wird, wenn wir es auch dahingestellt lassen, ob die geistige Befähigung des zukünftigen Klassen ersten oder die verschwenderische Freigebigkeit seiner für sein wissenschaftliches Gedeihen besorgten Mutter mehr seine Schulerfolge bedingen werden. Jedenfalls versetzt die Unterbrechung durch den unerwarteten Besuch alle Anwesenden in Aufregung, mit Ausnahme des neuen Schulkameraden, dessen Herz durch dunkle Ahnungen von „Handpatschen“ und „Nachsitzen“ und anderen präzeptorischen Sittenverbesserungs-Versuchen gequält wird, denn auch seine älteren Leidensgefährten betheiligen sich an dem feierlichen Aufnahmefeste durch allerlei Versuche, sich für den slavischen Zwang zu entschädigen, der sie zu anderen Zeiten zum „Stillstehen“ und „Aufpassen“ verurtheilt.

## Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Spanisch.)

Del agua mansa te guarda, que la rezia presto se passa.

Vor stillem Wasser hüte dich,  
Schnell treibt vorbei das laute sich.

Algun dia manda tanto Pedro como su amo.

Der Tag wird kommen, wo der Knecht  
Dem Herren gleich an Macht und Recht.

Piensen los enamorados, que tienen los otros los ojos quebrados.

Ein Verliebter meint, es wandre  
Ohne Auge jeder Andre.

Si quieres saber quanto vale un ducado, buscalo prestado.

Den Werth des Thalers einzusehen,  
Mußt du nur einen borgen gehen.